

Die älteste christliche Kirche bei Megiddo in Israel gefunden?

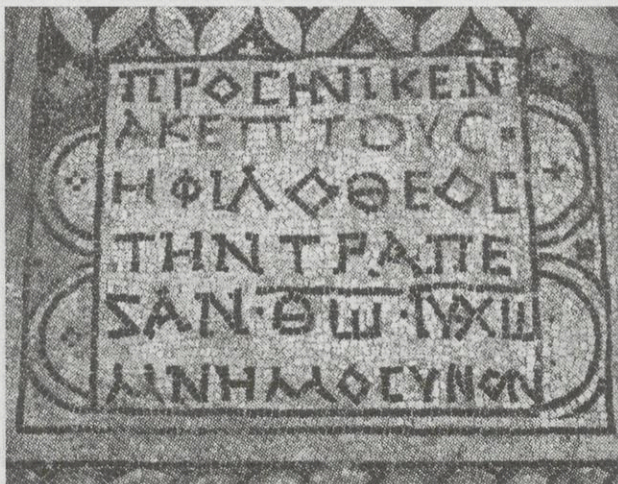
Die spätbronzezeitliche Stadt Megiddo am Südrand der Jesreel-Ebene in Galiläa wird nach biblischer Tradition erstmals in der Liste der Könige genannt, „die Joschua und die Israeliten jenseits des Jordan im Westen geschlagen hatten“ (Jos 12,21). In Jos 17,11 werden „die Einwohner von Megiddo und seinen Tochterstädten“ dem Stamme Manasse zugeteilt. 733/732 v. Chr. wurde die Garnisonsstadt Megiddo von den Assyryern durch Tiglat Pileser zerstört und von ihnen als assyrische Residenz – im strengem Schachbrettmuster ihrer Städte – wieder aufgebaut. Nach neutestamentlicher Tradition ist Megiddo identisch mit dem apokalyptischen „Harmagedon = Har Megiddo“ (Offb 16,16).



Heute zählt Megiddo zu den wichtigsten archäologischen Ortslagen Israels. Die jüngsten Grabungsfunde (2005) in Meggido belegen eine frühchristliche Präsenz. Im Laufe von Grabungen, die vor einem Erweiterungsbau des Hochsicherheitsgefängnisses, der ehemaligen britischen Polizeistation

(Teggartfort), routinemäßig durchgeführt wurden, stießen die Arbeiter auf ein Mosaik von sechs mal neun Metern Größe. Es umfaßt, neben den gängigen geometrischen Ornamenten, drei griechische Inschriften und ein Medaillon mit zwei gegenläufig dargestellten Fischen (siehe Bild). Das Zeichen des Fisches (*ichthys*) ist zwar ein frühchristliches Akrostichon aus den Anfangsbuchstaben gebräuchlicher Christustitel: *I*esus *C*hristos *T*heou (*G*ottes) *Y*ios (*S*ohn) *S*oter (*R*etter), doch hat diese Darstellung kaum diesen Symbolcharakter, denn das Motiv ist auch bereits in der früheren Säkularkunst sowie in der späteren Sakralkunst bekannt.

Eine der Inschriften nennt einen spätrömischen Offizier namens Gaianos (einen Griechen!) als Stifter des Mosaiks. In der zweiten Inschrift werden vier Frauen genannt: Frimilia, Kiriaka, Dorothea und Karasta. Zwei der Namen sind griechisch und noch heute in Griechenland gebräuchlich: Kiriaka, die am Sonntag geborene, und Dorothea, die von Gott geschenkte. Aus christlicher Sicht am bedeutendsten ist die dritte Inschrift (s. Bild u.). Die Epikgrafikerin Prof. Lea Di Segni übersetzt sie folgendermaßen: „Die Gottesliebe des Akeptos hat den Tisch (tin Trapesan) dem Gott Jisos Christos zum Gedächtnis gestiftet.“ Bemerkenswert ist die ungewöhnliche Abkürzungsweise der Gotteserwähnung. Der Begriff *Tisch* gab zu vielen Spekulationen Anlaß. Die Archäologen Yotam Tepper und Di Segni schlossen daraus, daß es sich dabei um den Altar einer frühchristlichen Kirche (3./4. Jh.) gehandelt haben könnte, vielleicht sogar um die bisher älteste bekannte Kirche in dieser Region (Datierung auf Grund des Stils der Mosaik Elemente und der Inschriften). Zutreffender dürfte aber sein, daß es sich bei dem Begriff *Tisch* nicht um die Stiftung von „Mobilier“ handelte, sondern um den ganzen Raum, zu dem das Mosaik gehört, wobei die *Trapeza* der Speisesaal eines Klosters im Dorf Maximinianopolis gewesen wäre. Die dazugehörige Kirche wäre dann noch zu suchen.



Weiterführende Grabungen unter dem Horizont der christlichen Anlage erbrachten die Fundamente eines byzantinischen Wohngebäudes und eine zweite Mikwe (rituelles jüdisches Bad) aus der vorhergehenden Römerzeit. Die Mosaiken werden nun aufgenommen und in der Werkstatt des Israelmuseums restauriert und gesichert. Der weitere Verbleib ist noch nicht entschieden. Mit der Weiterführung der Arbeiten vor Ort wird das einstige jüdische Dorf *Otna-i* (1. Jh.), das in christlicher Zeit (ab dem 4. Jh.) *Maximianopolis* hieß, zu neuem Leben erweckt.

Rolf Christian Goethert, Neuershausen

„Auf dem langen Weg zum Haus des Nachbarn“

Eine Wanderausstellung

„Das christlich-jüdische Gespräch ist keine Zutat. Für Christen gehört es ins Zentrum ihrer Identität.“ Diese Erklärung des „Gesprächskreises Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutscher Katholiken ist auf einem Plakat der Ausstellung *Auf dem langen Weg zum Haus des Nachbarn* zu lesen. Gestaltet wurde die Wanderausstellung¹ von Ursula Rudnick, Dozentin an der Rheinisch Westfälischen Hochschule Aachen.

Vor der Anerkennung der Juden als *Nachbarn* liegt der Abgrund des Holocaust. Seither steht Befangenheit auf beiden Seiten. Deshalb beginnt die Ausstellung mit einem Zitat von Salomon Korn: „Nach dem, was geschehen ist, ist es durchaus normal, daß wir heute noch nicht normal miteinander umgehen.“ Im ersten Teil der Ausstellung geht es um Denkmuster der einstigen *Theologie der Verachtung*. Die Kirche behauptete zwei Jahrtausende hindurch, das Judentum „beerbt“ zu haben und sprach ihm damit die bleibende Auserwählung ab. Diese Einstellung verdeutlicht das Bild der mit einer Krone geschmückten Ecclesia, die über die mit verbundenen Augen auf der Erde liegende Synagoge triumphiert. Die Ausstellung zeigt auch, daß das Christentum in seinen Anfängen eine innerjüdische Angelegenheit war, und wie es zur Trennung kam. Der zweite Teil, *Neue Wege in Kirche und Theologie*, behandelt die Umkehr der Kirchen auf dem Weg zum Gespräch mit dem Judentum und der Anerkennung der bleibenden Auserwählung des jüdischen Volkes anhand von Gebetstexten, aus denen alte Antijudaismen entfernt wurden, z. B. der Ausdruck „treulose Juden“ aus der Karfreitagsliturgie. Ferner werden katholische und evangelische Texte dokumentiert, die antijüdische Vorurteile zurückweisen und die Bereitschaft zum Umdenken unterstreichen. Auch die Aussage von Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch in der Synagoge von Rom, daß die Juden die älteren Brüder der Christen im Glauben sind, wird eingeblendet. Im dritten Teil äußern sich *jüdische Stimmen zum christlich-jüdischen Dialog*: z. B. die Skepsis des orthodoxen Rabbiners Joel Berger oder der Optimismus von Rabbiner Henry Brandt, dem jüdischen Vorsitzenden des „Deutschen

1) Die Wanderausstellung kann von Kirchen und Institutionen ausgeliehen werden. Kontaktadresse: Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Aachen, Michaelstr. 8-10, 52062 Aachen, Tel.: (0241) 453191, E-Mail: info@cjz-aachen.org.

Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“. Der vierte Teil, *Jüdisches Leben in der Gegenwart*, stellt Juden als eine reale, unter uns lebende Gemeinschaft dar. Hier wird auch auf die Solidarität mit dem Staat Israel hingewiesen.

Monika Beck, Aachen

Notizen

Bei Ausgrabungen in Tel Zayit in der Nähe von Aschkelon entdeckten Forscher im Juli 2005 die in Kalkstein eingeritzte Auflistung der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets. Nach Frank Moore Cross Jr. von der Harvard University handelt es sich „um ein sehr altes, vielleicht das älteste hebräische Alphabet“. Die gefundenen Buchstaben haben zwar noch phönizischen Charakter, seien aber als frühes Hebräisch erkennbar. „Alle späteren Alphabete der antiken Welt, einschließlich des griechischen, können von diesem Vorfahren in Tel Zayit hergeleitet werden“, so Ron E. Tappy von der Theologischen Fakultät Pittsburgh. Kyle McCarter Jr. von der Johns Hopkins University ist dagegen der Ansicht, daß es sich um ein adaptiertes phönizisches Alphabet handelt. Daß es auch ein Prototyp des Hebräischen Alphabets sei, könne man allerdings nicht beweisen.

Anläßlich des 40. Jahrestags der Erklärung *Nostra aetate* (lat. „In unserer Zeit“) durch das II. Vatikanische Konzil veranstaltete der Verband der katholischen Religionslehrer und Religionslehrerinnen an Gymnasien (NRW) in Bad Honnef (14.-16. November 2005) eine Tagung zum Thema „Judentum“. Während bis zum Konzil weitgehend ein tra-

ditioneller christlicher Antijudaismus den Religionsunterricht bestimmte, besann sich seitdem die Religionspädagogik auf einen Neubeginn, der zu gänzlich neuen Richtlinien, Unterrichtsmaterialien und Unterrichtsformen führte. Deutlich wurde auch, vor welchen Zukunftsaufgaben der Religionsunterricht heute steht: sachgemäße Informationen zum Judentum zu vermitteln, eine theologische Begründung für die geistliche Verwandtschaft des Christentums mit dem Judentum zu liefern, jede Form des Antisemitismus zu bekämpfen und eine Haltung der Solidarität mit dem Judentum und mit Israel anzubahnen. (Werner Trutwin)

Am 11. September 2005 trat Floriane Chinsky in Brüssel als erste Rabbinerin Belgiens ihren Dienst an. Nach dem Studium der Rechtswissenschaft in Paris wandte sich Chinsky dem Rabbinatsstudium zu. Im Dezember 2004 wurde ihr am Schechter Institute for Jewish Studies die Rabbinerwürde verliehen. Zur Notwendigkeit von Rabbinerinnen sagt Chinsky: „Die Hälfte der jüdischen Bevölkerung ist weiblich. Wollen wir wirklich die Hälfte des jüdischen Volkes beiseite schieben? [...] Ich will kein einziges Mädchen verlieren, das imstande gewesen wäre, seine Bat Mizwa zu feiern.“